

CATHY GOHLKE

*In Zeiten der
Freundschaft*

Aus dem amerikanischen Englisch
von Heide Müller

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänsler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe,
die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung,
die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher,
Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Das vorliegende Buch ist ein historischer Roman, der natürlich auch vor einer gewissen historischen Kulisse spielt. Die auftretenden Personen entstammen jedoch der Fantasie der Autorin, und jedwede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.



© der deutschen Ausgabe 2024

SCM Verlagsgruppe GmbH · Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Originally published in English in the U.S.A. under the title: *Ladies of the Lake*
by Cathy Gohlke, Copyright © 2023 by Cathy Gohlke
German edition © 2023 by SCM Verlagsgruppe GmbH with permission of Tyndale
House Publishers. All rights reserved.

Cover design: Jacqueline L. Nuñez

Titelbilder: Cover photographs are the property of their respective copyright holders, and all rights are reserved. Women © Elisabeth Ansley, Joanna Czogala/Trevillion Images; lake © Josh Hawley/Getty Images; grass © Pakhnyushchy/Shutterstock; wispy clouds © kzww/Shutterstock; sunset © Roman Sigaev/Shutterstock.

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus in der
SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen.

Weiter wurden verwendet:

Lutherbibel, revidiert 2017, © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart. (LUT17)
Hoffnung für alle ® Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®. Verwendet mit
freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis - Brunnen Basel. (HFA)

Übersetzung: Heide Müller

Lektorat: Jessica Wollbach

Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart

Titelbild: Frauen © Elisabeth Ansley, Joanna Czogala/Trevillion Images; Himmel, See, Gras
© 3S-Grafik; Gras © C.Schulz/unsplash

Satz: Satz & Medien Wieser, Aachen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6210-4 · Bestell-Nr. 396.210

Für
Gloria Dolk, Kathy Chamberlin, Randi Eaton,
Terri Gillespie und Carrie Turansky
die eine meine geliebte leibliche Schwester,
die anderen meine Herzensschwestern
in Liebe und Dankbarkeit

Prolog

Wir – Susannah Eudora Calhoun, Ruth Mason Hennessey, Dorothy Marie Belding und Adelaide Rose MacNeill –, im Folgenden Lakeside Ladys genannt, schwören heute, am 9. Juli im Jahr des Herrn 1910, dem Tag unseres Abschlusses am Mädcheninternat Lakeside, feierlich das Folgende: immer zueinander zu stehen, miteinander durch dick und dünn zu gehen, einen regen Briefkontakt zu pflegen, wo immer unsere Wege in dieser Welt uns hinführen mögen, und als Schwestern einander zu helfen, wann immer sich eine von uns in Not befindet. Wir geloben, jedes zweite Jahr hier unter diesem Pavillon zusammenzukommen, soweit es in unserer Macht steht, um unsere schwesterlichen Bande zu erneuern und zu feiern. Nur der Tod soll uns von diesem Gelöbnis befreien.

Unterzeichnet und mit Blut besiegelt,

Susannah Eudora Calhoun
Ruth Mason Hennessey
Dorothy Marie Belding
Adelaide Rose MacNeill

Farmington, Connecticut, den 9. Juli 1910

Kapitel eins

MAI 1935

Es war mir nicht schwergefallen, die edel aussehende Einladungskarte zur Abschlussfeier des Mädcheninternats Lakeside im Juli zu ignorieren. Schwieriger war es schon, die beharrlichen Briefe meiner geliebten Bernadette unbeachtet zu lassen, die mich flehentlich bat, beim »wichtigsten Ereignis ihres Lebens« nicht zu fehlen. Doch mit einem Anruf aus den Vereinigten Staaten hätte ich niemals gerechnet, als Portia mich hinunter in den Flur ans Telefon rief.

»Mrs Murray?«

Ich erkannte die Stimme am anderen Ende der Leitung sofort. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Siebzehn Jahre und fast 1300 Kilometer waren wie weggewischt. Schnell zog ich ein Spitzentischtuch heraus und wickelte es um die Sprechmuschel, um meine Stimme zu verfälschen. Ein Teil von mir war sogar stolz darauf, in einem solchen Moment an so etwas zu denken.

»Mrs Murray, sind Sie dran?«

»Ja.«

»Guten Morgen. Hier spricht Mrs Meyer – Direktorin Dorothy Meyer vom Mädcheninternat Lakeside in Connecticut.«
Mrs Meyer. Dorothy. Dot – meine Dot. Mir fehlten die Worte.

»Ich – ich rufe wegen Ihrer Tochter Bernadette an.«

Und dann ging mir mit einem Mal auf: Wenn die Schulleiterin aus dem Ausland anrief, dann musste es überaus wichtig sein.
»Geht es Bernadette gut?«

»Ja, ja, keine Sorge. Ich will Sie auch gar nicht beunruhigen. Bernadette hat mich nur gebeten, Sie persönlich zu unserer Abschlussfeier einzuladen. Ihre Tochter hat sich in den letzten fünf Jahren sehr angestrengt und möchte an diesem denkwürdigen Tag unbedingt ihre Mutter dabei haben.«

»Nein, Mrs –« Ich brachte ihren Namen nicht über die Lippen.

»Meyer.« Sie hielt inne, als hätte ich ihn vergessen. »Mrs Murray, es steht mir natürlich nicht zu, mich einzumischen oder Sie zu drängen, aber Bernadette hat geäußert, dass Sie vielleicht aus Angst nicht in die Öffentlichkeit treten möchten.«

»Das steht Ihnen tatsächlich nicht zu.« Ich konnte nicht verhindern, dass meine Stimme zitterte.

Einen Augenblick herrschte Stille.

»Mrs Murray, Bernadette trägt ihre eigenen Narben, und doch hat sie sich sehr bemüht, ihre Schüchternheit zu überwinden und in der Schule erfolgreich zu sein. Sie ist schnell aus ihrem Schneckenhaus herausgekommen und hat enge Freundschaften geschlossen. Ihre Freundinnen sehen ihre Narben gar nicht mehr. Sie lieben ihren Charakter, ihre Lebendigkeit und ihre Fürsorglichkeit. Sie lieben *sie*. Wie wir alle. Bernadette soll sogar die Abschiedsrede halten. Seien Sie versichert, dass wir Sie als Mutter eines wunderbaren Mädchens willkommen heißen. Auf eine solche Tochter können Sie stolz sein.«

Es freute mich, dass Bernadette so erfolgreich und beliebt war. Genau aus diesem Grund hatte ich sie dort hingeschickt. Das hatte ich mir für sie gewünscht, denn ich selbst hatte es ihr nie geben können. Dots Stimme klang noch genauso wie vor vielen Jahren. Wenn sie nur wüsste ... aber sie darf es niemals erfahren.

»Grüßen Sie Bernadette herzlich von mir, Mrs – auf Wiederhören.« Während Dot noch sprach, ließ ich mit zitternden Händen den Hörer sinken und schaffte es erst im zweiten Anlauf, ihn auf die Gabel zu balancieren. Ich nahm mein Taschentuch und begann, die Ecken zu kneten.

»Geht es Bernadette gut?« Portia, meine langjährige Haushälterin – eigentlich mehr Freundin als Hausmädchen –, war auf dem Treppenabsatz stehen geblieben und hatte zugehört.

Ich schluckte, schob die Vergangenheit beiseite und rief mich zurück in die Gegenwart, auch wenn ich kaum einen klaren Gedanken fassen konnte. »Ja, alles in Ordnung.«

»Die Frau möchte, dass du zur Abschlussfeier kommst, stimmt's? Deshalb hat sie angerufen?«

»Ich gehe aber nicht hin.«

»Du bist es Bernadette schuldig.«

Portia war zwar meine Freundin – meine einzige –, aber sie drängte mich zu sehr, und in solchen Momenten wollte ich sie am liebsten in ihre Schranken weisen. Auch wenn sie über Standesgrenzen genauso die Nase rümpfte wie ich.

Ich ging in die Bibliothek, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Sie folgte mir. »Du hast sie auf diese Schule geschickt, damit sie lernt, aus sich herauszugehen und in ein Leben hineinzuwachsen, das ihr in diesen Gefängnismauern hier verwehrt war. Jetzt hat sie es geschafft, und darauf solltest du stolz sein.«

»Ich war schon immer stolz auf Bernadette. Und unser Zuhause ist kein Gefängnis.«

»Du kannst ja einen Schleier tragen, wenn du Bedenken hast.«

»Lass es einfach, Portia. Das geht dich nichts an.«

»Es geht mich nichts an, nachdem ich mich all die Jahre um euch gekümmert habe? Du bist schon fast wie diese Miss Haversham aus dem Dickens-Roman, den du mir kürzlich vorgelesen hast; du wirst noch bis an dein Lebensende ...«

»Portia, bitte. Und außerdem heißt sie Havisham.«

Portia sagte nichts mehr. Ich hatte sie gekränkt und es tat mir sofort leid. Nach einer langen Weile ging sie zurück in die Küche und murmelte vor sich hin: »Du solltest ein bisschen was von dem Mumm zeigen, den du immer predigst – und ein bisschen Respekt könnte auch nicht schaden.« Noch als sie die Tür hinter sich zugeschlagen hatte, vernahm ich ihr unverständliches Grummeln, hörte Töpfe auf den Herd knallen und Geschirr mit lautem Klirren im Spülbecken landen.

In der Bibliothek schloss ich die Tür, lehnte mich mit dem Rücken dagegen und knirschte mit den Zähnen. Wenn ich die Erinnerungen nur auch so leicht aussperren könnte.

Ich zog die Vorhänge zur Seite und öffnete alle Fenster weit, um die Sonne einzulassen.

In Halifax war endlich der Frühling eingezogen. Der verlockende Duft von Flieder, vermischt mit dem der ersten Rosen, Wicken, Maiglöckchen und Pfingstrosen strömte durch die offe-

nen Fenster herein. Es war immer noch kühl genug, um abends nach Sonnenuntergang den Ofen zu schüren, aber tagsüber wollte ich Frühlingsluft riechen.

Ich legte mir eine weitere Strickjacke um die Schultern, setzte mich an meinen Schreibtisch und rückte den Stapel mit den Seiten meines Manuskripts gerade, das ich überarbeiten wollte. Es gab viel zu tun an diesem Tag, und ich würde mich von Dorothis Anruf nicht von der Arbeit abhalten lassen.

Mir stockte der Atem.

Dorothy. Dot. Dottie. Meine beste Freundin. Früher. Vor langer Zeit. Was würdest du sagen, wenn du wüsstest, dass die Frau am anderen Ende der Leitung tatsächlich ich war, nicht Rosaline Murray? Dass Bernadette in Wirklichkeit ... Nein. Ich würde diesen Gedanken nicht zu Ende denken. Aber die Erinnerung an Dot, und mit ihr an Ruth und Susannah, die *Lakeside Ladys*, an meine Jahre am Mädcheninternat Lakeside ... und so vieles mehr ... ich wollte mich nicht daran erinnern. Aber wie könnte ich es vergessen?



HERBST 1905

Niemals wäre ich auf ein Internat gegangen, niemals hätte ich die Mädchen kennengelernt, wenn der Sturm nicht gewesen wäre – der verheerende Sturm, der völlig unvermittelt zwischen dem Festland und der Prinz-Edward-Insel losbrach.

Es hätte nur ein Tagesausflug nach Halifax zum Einkaufen werden sollen. Meine Eltern hatten eigentlich vor der Nacht zurück sein wollen. Wind, Regen und Dunkelheit kamen – meine Eltern aber kamen nicht. Genauso wie sie Tag für Tag im Leben eins gewesen waren, gingen sie gemeinsam in den Tod.

Ich war elf Jahre alt und am Tag des Sturms in der Schule. So nannten wir ihn. Es gab ein Leben vor dem Tag des Sturms und ein Leben danach. Mit 22 anderen Kindern besuchte ich eine Dorfschule, in der alle Klassen in zwei Klassenzimmern unterge-

bracht waren. Unsere Lehrerin schickte uns nach Hause, als der Himmel sich verdunkelte. Im Rückblick finde ich das unverantwortlich. Wir hätten im Schulhaus bleiben und den Sturm gemeinsam durchstehen sollen. Aber die Lehrerin war noch jung und in meinen Augen nicht so hell im Kopf.

Als ich völlig durchnässt zu Hause ankam, schürte ich ein Feuer, machte mir ein spärliches Abendessen und schrieb noch ein wenig Tagebuch, bevor ich ins Bett ging. Der Sturm tobte bis zur Morgendämmerung. In meinen elf, beinahe zwölf Lebensjahren hatte ich auf der Insel schon so manches Unwetter erlebt. Normalerweise hätte ich keine Angst gehabt. Ich hätte geglaubt, dass die Fähre meiner Eltern wegen des Sturms bestimmt im Hafen von Halifax festsaß und am nächsten Morgen eintreffen würde. Aber irgendwie spürte ich im Dunkel der Nacht, dass es diesmal anders war; dass meine Eltern niemals zurückkommen würden und ich am nächsten Morgen tatsächlich ein Waisenkind wäre. Und ich fragte mich: *Was soll ich dann nur tun?*

Nach und nach wurden Leichen am Ufer der Prinz-Edward-Insel angeschwemmt – mal eine, dann zwei oder drei. Ich hörte, dass ein ortsansässiger Fischer meine Eltern schon identifiziert hatte, noch bevor ich zum Hafen kam. Wer der Fischer war, habe ich nie erfahren. Ich erinnere mich, dass ich zwei Tage nach dem Sturm am Strand einen der hochhackigen roten Schuhe meiner Mutter fand. Sie war so stolz darauf gewesen, solche Schuhe zu besitzen. Der zweite blieb verschwunden.

Die Beisetzungen der Opfer zogen sich die ganze Woche über hin. Mein Halbbruder Lemuel kam aus Halifax, um der Beerdigung beizuwohnen, den Nachlass unserer Eltern zu regeln und das Haus zu verkaufen. Er ist Vaters Sohn aus erster Ehe – Vaters Frau war bei der Geburt des zweiten Kindes verstorben.

Der Schock, das Verpacken von Mutters und Vaters Büchern und der Verkauf und Abtransport von Mutters Harmonium gab mir beinahe den Rest – ich war noch nicht einmal fähig, Tagebuch zu schreiben, obwohl das mein abendliches Ritual war, seit ich schreiben konnte. Nach außen hin ließ ich mir wenig anmer-

ken. Ich wollte nicht weinen vor meinem Halbbruder, den ich kaum kannte, der schon lange ausgezogen und dreizehn Jahre älter war als ich.

Im Rückblick kommt es mir naiv vor, zu denken, ich könnte weiter auf der Insel leben. Ich hatte geglaubt, Lemuel würde mir erlauben, zu meiner besten Freundin, Eliza Billings, und ihrer Familie zu ziehen. Wir waren von klein auf unzertrennlich gewesen: in der Kirche, in der Schule, bei gemeinsamen Urlaube am Strand. Zu Elizas und meinem Erstaunen boten ihre Eltern es nicht einmal an und Lemuel spöttelte über meine Vorstellung von Wohltätigkeit.

Da begriff ich: Er wollte, dass ich die Insel verließ, die Insel mit ihren zerklüfteten Hügeln und Tälern, den rauen Winden und weitläufigen Wäldern, mit ihren Millionen von Wildblumen im Sommer, ihrer felsigen Steilküste aus rotem Sandstein. Wie sollte ich ohne all das leben können, ohne die frische Meeresbrise am Morgen? Es war ein Teil meines Lebens, ein Teil von mir.

Die Vorstellung, Lemuel könnte wollen, dass ich mit ihm, seiner Frau und seinem kleinen Sohn in Halifax lebte, ließ mich erschauern. Ich hasste die Stadt und war seiner Frau bisher erst zweimal begegnet – aber er hatte ganz andere Pläne für mich.

»Du gehst ab nächste Woche ins Mädcheninternat Lakeside in Connecticut. Es ist eine gute Mädchenschule mit einem ausgezeichneten Ruf. Dort solltest du gut zurechtkommen.«

»Ich soll weg von der Prinz-Edward-Insel?« Als ich diese Worte laut aussprach, stieg plötzlich ein dicker Kloß in meiner Kehle auf, größer und rauer als jeder Stein an der Küste.

»Na ja, hierbleiben kannst du ja schlecht. Wir haben schließlich keine Verwandten mehr auf der Insel.«

»Was ist mit den MacNeills, die das Postamt betreiben? Sind die nicht entfernt mit uns verwandt?«

»Die sind zu alt«, widersprach er, »und außerdem sind sie nicht Vaters MacNeills. Sie haben keinerlei Verpflichtung.«

»Aber ...«

»Ein kleiner Koffer, Adelaide. Mehr brauchst du nicht. Die Kleiderordnung ist streng. Wenn es dort eine Schuluniform gibt,

sorge ich bei der Schulleitung dafür, dass du sie bekommst. Du reist morgen früh ab.«

»Morgen früh? Ich soll alle meine Sachen zurücklassen?« *Mein Zuhause verlassen – den Ort, wo mein Körper, mein Herz und meine Seele wohnen?*

Er ließ den Blick über die Puppen auf meinem Regal schweifen, über die Bücherstapel neben meinem Bett, die Körbe voller Steine und Kiefernzapfen in meinem Zimmer – und schüttelte dann angewidert den Kopf.

»Ich muss mich zumindest verabschieden von ...«

»Niemand erwartet das von einem Mädchen in deinem Alter nach einem solchen Ereignis. Ich muss beruflich zurück nach Halifax, und je früher du in der Schule einsteigst, desto besser; desto weniger Stoff versäumst du. Obwohl ich mir vorstellen kann, dass du vielleicht eine Klasse wiederholen musst, um mit den anderen mithalten zu können. Die Prinz-Edward-Insel hat in Sachen Bildung nicht viel zu bieten.« Hätte er geschraubt, hätte es nicht spöttischer klingen können.

Alle erwarten ein Wort zum Abschied und ein Dankeschön für das, was sie für mich getan haben, was sie für mich waren, und ich muss sie bitten, ja anflehen, mir im fernen Connecticut zu schreiben. Selbst einem Mädchen in meinem Alter war all das schmerzlich bewusst.

Aber natürlich sagte ich das nicht. Ich ging in mein Zimmer an diesem letzten Abend im alten Haus; dem Haus, in dem ich geboren wurde, wo meine Eltern mich noch vor wenigen Wochen an sich gedrückt, mich geküsst und mir versichert hatten, wie sehr sie mich liebten. Leise schloss ich meine Tür, lehnte mich dagegen und brach in Tränen aus.

In diesem zarten Alter ahnte ich noch nicht, dass das Mädcheninternat Lakeside meine Rettung sein würde – vor Lemuel und seiner Kältherzigkeit; davor, als Pflegekind im staatlichen System zu landen und von Familie zu Familie, von Ort zu Ort geschoben zu werden. Ich ahnte noch nicht, dass ich dort ein Zuhause und eine Familie finden und sie eines Tages jäh wieder verlieren sollte.

Kapitel zwei

SEPTEMBER 1905

Am nächsten Tag, meinem zwölften Geburtstag, bestiegen wir die Fähre nach Halifax. Lemuel erwähnte meinen Ehrentag nicht einmal. Ich fragte mich, ob er nicht wusste, wann ich Geburtstag hatte, oder ob er ihm einfach egal war. Gedankenverloren sah ich zur Küste hinüber, bis die roten Felsen in der Ferne verschwanden und der rot-weiße Leuchtturm in einem Meer von Tränen verschwamm. Auch anderen trieb der Wind an diesem Tag salzige Tränen in die Augen, weshalb ich mir keine Sorgen machte, was Lemuel von mir denken mochte.

In Halifax zerzte ich meinen Koffer an Land, zum Tragen war er zu schwer. Ich hatte meine wenigen in Leder gebundenen Schätze so dicht wie möglich gepackt – *Die gesammelten Gedichte von Robert Burns* und Romane aus der Feder lieb gewordener Freunde, die ich natürlich nie persönlich kennengelernt hatte: Charles Dickens, Louisa May Alcott, Robert Louis Stevenson. Daneben die Tagebücher, die mir mein Vater über die Jahre geschenkt hatte, und ein paar Kleidungsstücke. So vieles hatte ich zurücklassen müssen.

Ich fragte mich, ob ein neues Mädchen dort leben und in dem weichen Steppbett in meinem vertrauten alten Zimmer schlafen würde. Ob sie wohl meine Kiefernzapfen und Steine, meine Federsammlung von Haubentauchern, Nachtschwalben und Eichelhähern entdecken würde? Ob sie das alles zu schätzen wüsste? Oder würde ihre Mutter es gleich in den Abfall werfen?

Gemeinsam schleppten wir meinen Koffer vom Fähranleger zum Schifffahrtsbüro – Lemuel fasste an einem, ich am anderen Ende an. Er lief so schnell, dass ich kaum mit ihm Schritt halten konnte.

Während mein Bruder hineinging, um die Formalitäten zu erledigen, wartete ich draußen. Ich hielt mein Gesicht mit geschlossenen Augen zur Sonne gewandt, in der Hoffnung, dass

ihre warmen Strahlen meine Erstarrung lösen und die letzten Tränen im Keim ersticken würden.

Nach einer halben Stunde stürmte ein äußerst übellauniger Lemuel heraus, packte meinen Koffer am Henkel, hievte ihn sich auf die Schulter und rief mir im Laufen nach: »Komm, Adelaide. Zur vollen Stunde läuft ein Schiff aus. Wenn wir uns beeilen, kriegst du es noch.«

Ein Schiff? Jetzt schon? Ich hatte meine Schwägerin oder meinen Neffen noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Eigentlich hätte ich mindestens über Nacht bei ihnen bleiben sollen. Ich hechelte Lemuel hinterher. Schnelles Laufen war ich gewohnt, er aber flog förmlich.

Wir erreichten den Landungssteg, kurz bevor er hochgezogen wurde. Lemuel trug meinen Koffer an Deck, zeigte dem Beamten meine Fahrkarte, ließ meinen Koffer fallen und drehte sich zu mir um, ohne mir in die Augen zu sehen. »Das klappt schon. Von Boston aus nimmst du einen Zug nach Hartford. Dort wird jemand von der Schule auf dich warten. Dein Zugticket brauchst du am Bahnhof nur abzuholen. Ich schicke ein Telegramm und lasse es auf meinen Namen ausstellen.«

Mir schwirrte der Kopf. Es ging alles so schnell. »Wie komme ich denn vom Schiff zum Bahnhof?«

»Nimm einfach eine Droschke, meine Güte!«

Als sei ich schon mein ganzes Leben lang gereist – als hätte ich eine blasse Ahnung, wovon er sprach. Er muss meine Panik gespürt haben, denn er griff in seine Brusttasche und zog einen Umschlag heraus. »Damit solltest du auskommen, bis ich ein Taschengeldkonto für dich eingerichtet habe.« Noch immer mied er meinen Blick. Der Schiffsbedienstete räusperte sich laut.

»Jetzt geh schon. Du hältst ja alle Welt auf.«

»Lemuel!« Bei all seiner Unfreundlichkeit war er auf der Welt alles, was mir von meiner Familie geblieben war.

»Adelaide.« Endlich sah er mich an. »Das wird schon. Ich ... ich schreibe dir.« Er brachte den Satz kaum heraus. Ich fragte mich, ob er tatsächlich Wort halten oder mich sofort vergessen würde, sobald er mich los war. Und dann war er weg.

»Hier lang, Miss.« Ein übertrieben fröhlicher Schiffsjunge schleppte meinen Koffer. Ein Seil wurde über die Gangway gehängt. Ich weiß nicht, was draußen passierte, ob Lemuel wartete, um mir zum Abschied zu winken, um zu sehen, wie das Schiff den Hafen verließ – und ich Nova Scotia, vielleicht für immer. Ich folgte dem Schiffsjungen hinunter in einen finsternen Gang und musste blinzeln, um meine Augen an die plötzliche Dunkelheit zu gewöhnen.

Der Schiffsjunge öffnete die Tür zur Kabine, verstaute meinen Koffer am Fußende einer der schmalen Kojen und wartete einen Moment mit aufgehaltener Hand. Ich verstand nicht, warum. Nachdem ich ihn einige Augenblicke angestarrt hatte, zog er ein Gesicht, als hätte ich auch ihn irgendwie enttäuscht. Dann schloss er die Tür und ließ mich allein.

Lemuel hatte mir ein Ticket in der zweiten Klasse gebucht. Die Kajüte hatte zwei Kojen, eine davon war anscheinend schon belegt.

Ich setzte mich auf die Bettkante und meine Kehle war trocken, ich sehnte mich nach einem Schluck Wasser oder Tee. Vielleicht steckten mir auch einfach meine zurückgehaltenen Tränen wie ein Kloß im Hals.

Wie gerne hätte ich die vertrauten Arme um mich gespürt, die jetzt auf der Insel, auf dem kleinen Friedhof vor der hölzernen Kirche ruhten. Irgendwann legte ich mich hin, zog die Knie an und wickelte meinen Mantel fest um mich.



Als ich die Augen aufschlug, sah eine ältere Frau mit streng hochgestecktem Dutt, aus dem einige graue Strähnen heraushingen, stirnrunzelnd auf mich herab.

Ich schreckte hoch und wusste nicht genau, ob ich träumte.

»Oh!«, keuchte sie. »Ich wollte dich nicht erschrecken, Liebes. Ich bin Mrs Simmons, Mildred Simmons. Offenbar teilen wir uns diese Kajüte. Und wer bist du?«

Ich rappelte mich hoch und befeuchtete meine Lippen. »Adelaide. Adelaide MacNeill.«

»Was für ein hübscher Name für ein reizendes Mädchen!« Sie sah so aus, als würde sie es wirklich so meinen. »Gerade war der letzte Aufruf zum Abendessen für die zweite Klasse. Ich mache mich gleich auf den Weg in den Speisesaal. Möchtest du mitkommen? Ich war mir nicht sicher, ob du nicht lieber schlafen willst, aber bis zum Frühstück gibt es dann nichts mehr.«

Ich hatte seit dem Morgen nichts mehr gegessen. Und auch da hatte ich nur mühsam eine Tasse Tee und eine halbe Scheibe trockenen Toast hinuntergebracht. Mein knurrender Magen sagte mir, dass ich vielleicht doch etwas essen könnte. »Ja, danke.« Verschlafen hob ich die Füße aus der Koje und schob mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Bestimmt sah ich schlimm aus, ganz zerknittert und zerzaust. »Muss ich mich zum Essen umziehen? Ist das ein großes Schiff? Mutter hatte mir einmal gesagt, dass sich die Leute auf großen Schiffen zum Abendessen umziehen.«

Mrs Simmons lächelte. »Umziehen müssen wir uns nicht, aber eine Bürste könnte nicht schaden.«

Ich blinzelte die Tränen weg, mit denen ich seit dem Tag des Sturms andauernd kämpfte, und kramte in meinem Koffer. Dann zog ich die Haarbänder aus meinen Zöpfen und versuchte, mein Haar zu entwirren.

»Darf ich?«, bot Mrs Simmons mir an und hielt die Hand nach meiner Bürste auf. Ich schniefte, reichte sie ihr und drehte ihr den Rücken zu, damit sie besser bürsten konnte. Es war bestimmt gar nicht so leicht, denn ich war fast so groß wie sie.

»Deine Eltern müssen dich für eine sehr verantwortungsvolle junge Dame halten, wenn sie dich allein auf die Reise schicken.« Sie bürstete ganz vorsichtig.

Mich schauderte und ich versuchte, mich zusammenzunehmen. Wenn sie doch nur nicht so etwas sagen würde!

»Aber Kind, du zitterst ja. Geht es dir gut?«

»Ja. Schon.«

Als sie fertig war, flocht sie mir hinten in der Mitte einen Zopf. »So. Jetzt ist es schon besser. Wollen wir?« Sie ging voraus. Noch nie war ich so dankbar gewesen, dass jemand die Dinge in die Hand nahm. Mrs Simmons führte mich durch ein Labyrinth von Gängen, hinauf auf eines der Decks und durch weitere Türen in einen Speisesaal. Ich hatte noch nie einen so großen Raum mit so vielen gedeckten Tischen gesehen. »Hier ist der Tisch für unsere Kajüte. Schau, da sind noch zwei Plätze nebeneinander frei. Wie schön.«

Ich achtete auf Anzeichen von Sarkasmus oder Verachtung in ihrer Stimme, wie ich sie bei Lemuel herausgehört hatte, aber ich hörte nichts dergleichen. Zum Glück stellte sie mir während der Mahlzeit nur belanglose Fragen wie *Spürst du, wie das Schiff schaukelt? Schmeckt dir die Suppe? War die Pastete nicht lecker?* Die anderen Leute an unserem Tisch interessierten sich nicht für uns, was mir ganz recht war.

Nach dem Abendessen schlenderten wir in der wohltuenden Kühle der Nacht über das Deck und ließen uns die Seeluft um die Ohren blasen. Ein willkommenes Geschenk. Mrs Simmons drängte mich nicht, auch wenn ihr sicher kalt war.

Wir machten uns zum Schlafengehen fertig, darauf bedacht, einander genügend Privatsphäre zu lassen. Als wir das Licht gelöscht hatten, flüsterte sie nach einer Weile aus ihrer Koje auf der anderen Seite: »Würdest du gerne reden, Liebes?«

Ihre mitfühlende Stimme öffnete bei mir alle Schleusen. Unter ersticktem Schluchzen erzählte ich ihr von dem heftigen Sturm, von meinen Eltern, die in den aufgewühlten Wellen über Bord gespült worden waren, von der Bergung ihrer Leichen, von Mutters einsamem rotem Schuh, von ihrem Begräbnis, vom Kommen Lemuels und dem Verkauf unseres Hauses. Ich erzählte ihr von unserem übereilten Aufbruch nach Halifax, der mir nicht einmal die Zeit gelassen hatte, mich von meinen Freunden zu verabschieden oder noch einmal zum Grab meiner Eltern oder einem meiner Lieblingsorte zu gehen: zum Wäldchen in der Schlucht oder zur Klippe, die wachend über dem Ufer stand. Jetzt war ich auf dem Weg in die Staaten, zu einer Schule, in der ich

niemanden kannte, und Lemuel hatte mir versichert, dass ich als Mädchen von der Insel mit anderen Kindern sowieso nicht würde mithalten können.

Mrs Simmons hörte mir aufmerksam zu, schiefte nur ab und an und rief oder flüsterte ein mitfühlendes »Oh«, um meinen Erzählfluss nicht zu unterbrechen. Ich redete, bis ich völlig erschöpft war, bis meine Tränen versiegt waren, das Zittern aufgehört hatte und ich ganz still dalag. Erst dann begann Mrs Simmons, laut zu beten.

»Unser lieber Gott und Vater, mit gebrochenem Herzen kommen wir heute Nacht zu dir in unserer Trauer über den furchtbaren Verlust von Adelaides geliebten Eltern. Wir trauern um die starken Arme, die sie nun nicht mehr um sich spüren kann, um das Zuhause, das sie so sehr geliebt hat – wo sie geboren wurde, sich geborgen fühlte und in dem sie zu einer jungen Frau heranwachsen wollte.

Herr, sie ist jetzt auf einer Reise ins Ungewisse. Sei du bei ihr, Vater. Lasse sie deine Liebe und Fürsorge erfahren. Stelle andere Menschen in ihr Leben, die ihr helfen. Erinnerung sie jeden Tag greifbar daran, dass sie auf ihrer Lebensreise nicht allein ist. Halte du sie, führe sie, beschütze sie, Vater, und schenke ihr die Gewissheit, dass sie deine geliebte Tochter ist.

Danke, dass du gut für uns sorgst und uns für unsere Reise in dieser Kajüte zusammengeführt hast, Herr. Nur du konntest uns ein solches Geschenk machen. Segne Adelaide, lasse sie heute Nacht gut schlafen und morgen früh aufwachen mit der Zuversicht und dem Frieden, die nur du geben kannst.

Danke, Vater, dass du mich mit diesem reizenden Mädchen zusammengebracht hast. Im Namen Jesus Christus, unseres Herrn, Amen.«

»Amen«, flüsterte ich so leise, dass ich hoffte, Gott würde es überhaupt hören.

»Gute Nacht, Liebes.«

»Gute Nacht, Mrs Simmons.«



Wider Erwarten schlief ich tatsächlich tief und fest und konnte mich auch nicht erinnern, geträumt zu haben.

Als wir in Boston anlegten, war Mrs Simmons fest entschlossen, mich sicher in den Zug nach Hartford zu setzen. Ich hatte auch nicht vor, ihr das auszureden.

Sie hielt Wort und wartete, bis ich mein Ticket am Schalter abgeholt hatte. Dann erklärte sie mir ausführlich, was ich auf meiner Reise wissen musste, und zog sogar einen Bogen Briefpapier aus ihrer Reisetasche, auf dem sie alles aufschrieb. Dafür war ich ihr sehr dankbar, denn so unerfahren, wie ich war, würde ich sicherlich das meiste wieder vergessen. Bevor wir uns verabschiedeten, schrieb sie mir noch ihre Adresse unten auf den Briefbogen.

»Wenn du dich dann eingelebt hast, musst du mir schreiben und mir alles über deine neue Schule erzählen. Ich möchte wissen, was deine Lieblingsfächer sind und wie deine neuen Freundinnen heißen. Du wirst bestimmt nicht lange einsam sein. Jedes Mädchen wird sich mit dir anfreunden wollen, Adelaide, und du findest ganz sicher eine oder zwei richtig nette Freudinnen, wenn du deine Augen und dein Herz offen hältst und den anderen Mädchen dein freundliches Lächeln schenkst. Denk immer daran.«

Genau wie Mrs Simmons hätte ich mir meine Großmutter oder meinen Schutzengel vorgestellt ... Ach, wäre sie doch meine Großmutter gewesen!

Ich lehnte mich aus dem Fenster und winkte ihr nach, bis der Zug um eine Kurve fuhr und ich sie nicht mehr sah. Es fühlte sich seltsam an, ganz alleine in dem Abteil zu sitzen, also schaute ich eine Weile aus dem Fenster auf die vorbeiziehende Landschaft, dann betrachtete ich das Papier, das ich in der Hand hielt.

Mit der Liste, die Mrs Simmons mir aufgeschrieben hatte, fühlte ich mich nicht mehr ganz so hilflos und allein. Ich lehnte mich zurück, seufzte und schloss die Augen. Mutters Gesicht tauchte vor mir auf, dann das meines Vaters. Ich sah Mutters leuchtende Augen und ihr Lächeln mit den Grübchen in ihren Wangen. Vater runzelte besorgt die Stirn, sein dunkles Haar

zeigte schon Spuren von Grau. Wie gerne hätte ich die Hand nach ihnen ausgestreckt. Wenn ich die Augen öffnen würde, wären sie nicht mehr da, also hielt ich sie geschlossen und muss wohl irgendwann eingeschlafen sein.

Ein Pfiff riss mich aus dem Schlaf, als der Zug mit einem Ruck zum Stehen kam. Neue Reisende stiegen ein und ein Mann setzte sich mir gegenüber. Ich wandte mich demonstrativ ab und sah aus dem Fenster. Hoffentlich würde er kein Gespräch anfangen.

Ich konzentrierte mich darauf, mir das Mädcheninternat Lakeside vorzustellen. Ob es wirklich an einem See lag? Ein See war zwar nicht mit dem Meer zu vergleichen, aber Mrs Simmons hatte gesagt, dass auch Seen einen gewissen Zauber innehaben könnten. *Zauber*. Früher hatte ich an Magie geglaubt, an Feen und Zwerge aus vergangener Zeit, aber der Tod meiner Eltern hatte mir den Glauben an solche Dinge ausgetrieben. Ich fragte mich, ob ich in der Schule tatsächlich eine Freundin finden würde, wie Mrs Simmons es erwartete – nicht irgendeine Freundin, sondern eine *beste* Freundin. Oh, wie ich mir das wünschte.



Der Zug fuhr in den Bahnhof von Hartford ein und bremste zweimal so ruckartig, dass mein Mantel aus der Gepäckablage fiel. Der Mann, der mir gegenüber saß, fing ihn auf, bevor er zu Boden fiel. »Der gehört dir, oder?« Er lächelte.

»Danke, Sir.« Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen schoss und sammelte verlegen meine Sachen zusammen.

Die Türen des Abteils öffneten sich und wir stiegen einer nach dem anderen aus.

Lemuel hatte gesagt, jemand von der Schule würde mich am Bahnhof abholen, aber ich hatte keine Ahnung, wer das sein könnte, wie derjenige aussah oder wo ich warten sollte. Die Unsicherheit ergriff mich erneut. Aber ich weigerte mich zu weinen und dachte an Mrs Simmons' Rat. »*Stell dich aufrecht hin, hol tief Luft, sprich ein Gebet und überlege, welche Möglichkeiten du hast.*«

Sie hatte gesagt, ich solle nach einem Mann in Bahnhofsuniform Ausschau halten, ihm meinen Gepäckschein zeigen und ihn bitten, meinen Koffer in den Warteraum der Damen zu bringen. Sicher würde derjenige, der mich abholen wollte, dort nach mir suchen. Endlich fand ich einen Angestellten. Er lüftete seinen Hut und nahm mir den Gepäckschein ab. Ich folgte einer Gruppe von Frauen, die so zielstrebig unterwegs waren, als wüssten sie genau, wohin sie wollten. Tatsächlich betraten sie einen Wartesaal für Damen.

Ich fand einen Platz ganz außen auf einer Bank. Wenige Minuten später stellte ein Kofferträger mir meinen Koffer vor die Füße. Eine halbe Stunde verging, dann eine Stunde. Es dämmerte schon und ich fragte mich allmählich, was ich tun würde, wenn der Wartesaal oder gar der ganze Bahnhof geschlossen würde und ich allein auf dem Bahnsteig zurückbliebe.

Wenige Augenblicke später flog die Tür auf und ein Mädchen, nicht viel älter als ich, stürmte herein – ein Mädchen mit flammend rotem, zerzaustem Haar, funkelnden grünen Augen und Sommersprossen auf der Nase. Sie ließ ihren Blick über die Gesichter im Raum schweifen. Ich setzte mich aufrecht hin. Als sich unsere Blicke trafen, grinste sie fast so wie die Grinsekatzte aus *Alice im Wunderland* und kam direkt auf mich zu. »MacNeill? Adelaide MacNeill?«

»Ja, das bin ich.« Erleichtert stand ich auf.

Sie ergriff meine Hand und schüttelte sie kräftig. »Dorothy Belding. Nenn mich Dot. Willkommen in Lakeside – oder erst einmal in Hartford. Ich bin deine Tutorin – zumindest bis morgen, bis du deine offizielle Tutorin bekommst.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon sie sprach.

»Hast du nicht mehr dabei?« Sie warf einen Blick auf meinen Koffer.

Ich schüttelte den Kopf, so perplex, dass ich keinen Ton herausbrachte.

»Du reist mit leichtem Gepäck? Gut so. Young Clem kommt kaum vom Fleck, wenn der Wagen schwer beladen ist. So sollten wir es gut schaffen.« Sie packte meinen Koffer an einem Ende